

Konzept systemisch orientierte Elternarbeit im Jugendhilfezentrum Schnaittach

1. Begründung von Elternarbeit

1.a. Gesetzliche Grundlagen

Mit dem neuen KJHG (1991) fand ein grundlegender Paradigmenwechsel in der Jugendhilfe statt: von der Eingriffsorientierung hin zur Dienstleistungsorientierung. Plakatig gesagt bedeutete dies: wurden früher den Eltern ihre Kinder weggenommen, so bringen sie nun - als Leistungsberechtigte - ihre Kinder ins Heim.

Ganz im Gegensatz zum alten Jugendwohlfahrtsgesetz ist der Leitgedanke im KJHG somit eine partnerschaftliche Beteiligung und Mitwirkung der Betroffenen, bei der Einleitung und Durchführung aller Jugendhilfemaßnahmen. Dies kommt in zentralen Paragraphen des KJHG zum Ausdruck, z.B.:

- in § 5 („Wunsch- und Wahlrecht“),
- in § 27, in dem der Rechtsanspruch der Personensorgeberechtigten auf Hilfen zur Erziehung formuliert wird,
- in § 34, in dem als - tendenziell vorrangiges - Ziel der Heimerziehung die Rückkehr in die Herkunftsfamilie festgeschrieben wird
- und v.a. in § 37: Zusammenarbeit bei Hilfen außerhalb der eigenen Familie
„Bei Hilfen nach §§ 32 bis 34 ... soll darauf hingewirkt werden, dass ... die in der Einrichtung für die Erziehung verantwortlichen Personen und die Eltern zum Wohl des Kindes oder Jugendlichen zusammenarbeiten. Durch Beratung und Unterstützung sollen die Erziehungsbedingungen in der Herkunftsfamilie innerhalb eines ... vertretbaren Zeitraums so weit verbessert werden, dass sie das Kind oder den Jugendlichen wieder selbst erziehen kann.“

Dies bedeutet nichts anderes, als dass Elternarbeit gesetzlich vorgeschriebener Bestandteil der Heimerziehung ist. Adressat von Erziehungshilfe ist demnach nicht allein das auffällige Kind, sondern seine Familie im Ganzen (*Tischner* 1994, S. 361). Mit der Ablösung des JWG durch das KJHG wird ein Handlungsansatz als Ziel formuliert, der – so Begründung zum Gesetzesentwurf zur Neuordnung der Jugendhilfe - „nicht das Kind als Symptomträger von der Familie isoliert und therapiert, sondern – wo immer möglich - bei der gesamten Familie ansetzt, um ihr Erziehungspotential zu stärken“ (Begründung zum Gesetzesentwurf zur Neuordnung der Jugendhilfe 1988; zit. in: *Rotthaus* 1990, S.75).

1.b. Auch Heimkinder brauchen ein familiäres Netzwerk

So banal es klingt, auch ein „Heimkind“ hat Eltern, hat eine Familie, zumindest eine Mutter und einen Vater und Großeltern, meist auch Onkel und Tanten. Mit dieser Familie ist das Kind immer in irgendeiner Art und Weise verbunden. Selbst wenn die Beziehung des Kindes zu seiner Familie z.B. aufgrund von Problemen lange Zeit sehr belastet war, das Kind beschäftigt sich emotional und in Gedanken immer wieder mit seiner Herkunftsfamilie.

Doch diese banale Tatsache wurde über sehr lange Zeit in der klassischen Heimerziehung ausgeblendet. Heimerziehung organisierte sich als individuumorientierte Behandlung, d.h. die Eltern, die in der Erziehung versagt hatten, gaben ihr auffälliges Kind im Heim ab (oder wurden

vom Jugendamt dazu genötigt) und das Heim ersetzte die Familie. Dort sollten sich professionelle Fachkräfte darum bemühen, das Kind zur Vernunft zu bringen, möglichst unter Ausschluss der „störenden“, „überforderten“, „unfähigen“, ja das Kindeswohl „gefährdenden“ Eltern. Bei dieser Form der „Um- oder Nacherziehung“ des Kindes spielten die Eltern keine Rolle, sie kamen – wenn überhaupt - nur manchmal zu Besuch. Die ErzieherInnen im Heim arbeiteten am Verhalten des Kindes, sie stärkten seine Persönlichkeit, förderten seine Leistungsbereitschaft, vermittelten ihm Werte und Normen, um es bei Volljährigkeit in die Selbstständigkeit zu entlassen.

Doch aus der Jugendhilfe entlassen und auf die eigenen Beine gestellt, wurde ihre Entwurzelung deutlich. Viele scheiterten beim Versuch, selbständig zu leben, durch einen eklatanten Mangel an tragfähigen Beziehungen.

Selbst wenn eine Rückführung in die Herkunftsfamilie nicht erreichbar ist und Ziel der Heimunterbringung die Vorbereitung auf ein selbständiges Leben ist, ist die Zusammenarbeit mit den Eltern notwendig in Verantwortung für die weitere Zukunft der betreuten Kinder und Jugendlichen, da sie angewiesen sind auf ein halbwegs stabiles und tragendes Netz an Beziehungen.

1.c. Loyalitätskonflikte bei den Kinder bei Konkurrenz zwischen Heim und Familie

Doch noch ein anderer Aspekt spielt eine erhebliche Rolle, wenn man nur kindorientiert arbeitet und ausblendet und ignoriert, dass jedes Kind Eltern hat und mit diesen verbunden ist: man kann gar nicht nicht mit Eltern arbeiten. Der Versuch, dieses zu tun, kann folgende Auswirkungen nach sich ziehen:

Eltern, in der Regel voller Schuld-, Scham- und Versagensgefühlen, wenn sie ihr Kind im Heim abgeben, treten, wenn sie vom Heim ausgegrenzt werden, offen oder versteckt in Koalition mit ihrem Kind gegen das Heim. Entweder kompensieren Eltern dieses, indem sie gar nicht ins Heim kommen, und/oder heimlich Kontakt halten mit ihrem Kind. Oder sie treten offen in Konkurrenz um die Frage, wer die „besseren Eltern sind“, und beginnen z.B. endlose Gespräche und Diskussionen mit den Betreuern, entwickeln Überbesorgtheit in Bezug auf Sauberkeit und Ordnung, fordern mehr Strenge bzw. wohlwollendes Verständnis, mehr Freiräume bzw. mehr Kontrolle, trachten somit offen oder versteckt danach, sich selbst wie den Betreuern zu beweisen, dass Fachkräfte auch nur fehlerhafte Menschen sind. Des Weiteren können sie sich insgeheim das Scheitern des Heims erhoffen und sogar aktiv werden, dieses zu fördern, indem sie beispielsweise das Heim schlecht machen, das Kind verwöhnen und in Schutz nehmen, es ermuntern, sich von den Erziehern nicht herumkommandieren zu lassen, oder es sogar beauftragen, im Heim ebenso aggressiv zu sein. Hat dann auch noch das Kind Probleme mit der Fremdunterbringung, schürt es Sichtweisen und Gefühle seiner Eltern, indem es z.T. recht selektiv vom Heimalltag berichtet, von: „mir wurde Geld in der Gruppe geklaut und die Erzieherin macht nichts“ bis zu: „die Erzieherin redet schlecht über Euch“.

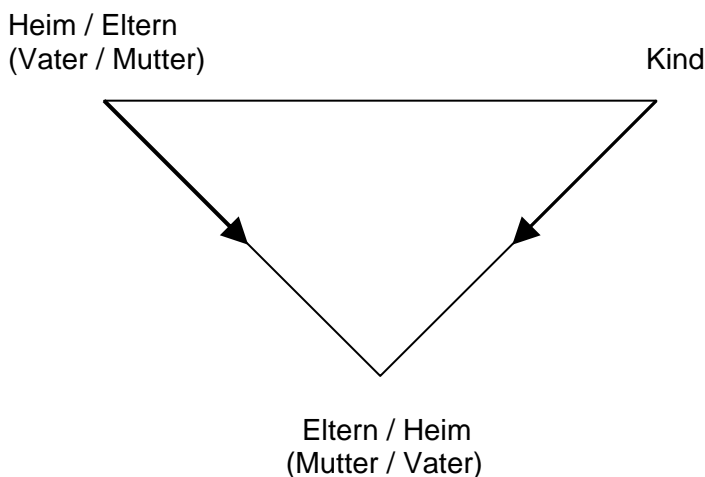
Der Versuch, die Eltern aus der Arbeit im Heim auszugrenzen, korreliert auf Seiten der Heimmitarbeiter mit dem Bemühen um Koalition mit dem Kind gegen die Eltern.

Durch die oft recht intensive Beziehung zwischen dem Kind und dem Heimmitarbeiter und die Identifikation mit dem vernachlässigten, misshandelten Kind kommt es oft zu einer relativen Parteilichkeit für das Kind. Die durch die Arbeit am und mit dem Kind nahe liegende sukzessive Übernahme der individuellen Sichtweise des Kindes durch den Betreuer führt zu einer Art Anwaltschaft für das Kind und begünstigt nicht selten Reserven und Vorbehalte gegenüber der

Konzept: systemisch orientierte Elternarbeit im Jugendhilfezentrum Schnaittach
(Stand: Mai 2008) – Seite 2 von 19

Familie, ja führt zu dem Bestreben, die zu Betreuenden vor dem Einfluss ihrer Herkunftsfamilie bewahren zu wollen. Der Mitarbeiter stimmt schließlich in die beschuldigenden Vorwürfe des Kindes gegenüber dessen Eltern mehr oder weniger kritiklos ein und setzt so das Kind der Situation des Anklagens, Beschuldigens, Lächerlichmachens der eigenen Eltern aus. Und je erfolgreicher die Mitarbeiter des Heimes sind, umso krasser erscheint das Versagen oder die „Schuld“ der Eltern.

Folge dieser möglichen und oft anzutreffenden Konkurrenz zwischen dem System Heim und dem System Familie ist ein Loyalitätskonflikt des Kindes, ein Konflikt allerdings, „der ihm von zu Hause meist schon vertraut ist, weil er nur eine Verlagerung des Konflikts zwischen den Eltern darstellt“ (Tischner 1994, S. 364). Das Kind sieht sich einer weiteren Beziehungsfalle gegenüber. „Sich im Heim zu bessern, würde Loyalitätsverrat an seinen Eltern bedeuten; sich nicht zu ändern, bedeutet Illoyalität aus Sicht des Heimes (Linke 1983, S. 176). Im nun neuen „perversen Dreieck“ (Haley) Kind-Familie-Heim besteht die Gefahr einer weiteren Triangulation des Kindes.



Bezieht also das Heim die Dynamik der Herkunftsfamilie nicht in seine Arbeit ein, so wird diese Dynamik von den Kindern umso stärker über Symptome und Auffälligkeiten in die Einrichtung bzw. in die Betreuungsarbeit eingebracht. Hier gilt dann die Regel: werden die Eltern ausgegrenzt, holt das Kind aus Loyalität die Eltern bzw. seine Familie herein, sei dies in Form von Eskalationen oder auch Provokationen von ähnlichen Reaktionsmustern... (Conen 1992, S.13).

Konsequenzen dieses Loyalitätskonflikts können u.a. sein, daß das Kind im Heim zum Schutz der Eltern und aus Liebe zu diesen mehr Auffälligkeiten (z.B. Entweichen, Diebstähle) zeigt. Oder es führt dazu, daß das Kind mit zunehmender Distanz ihre Eltern idealisiert und glorifiziert und gleichzeitig die Arbeit im Heim schlecht macht und abwertet und auch deswegen mehr Auffälligkeiten zeigt, da es wieder zurück nach Hause zu seinen „guten“ Eltern will.

Mit anderen Worten: Die „klassische“ Form der Familienarbeit ist die Familientherapie. Definiert man aber Therapie als „Auflösung der Problemkommunikation“ (LUDEWIG), besteht nach der Heimeinweisung eines Kindes bei den Eltern oft kein Bedarf nach Therapie mehr, da sich in der Familie meist die Kommunikation um das Problem aufgelöst hat, nachdem aus der Sicht der Familie „das Problem“, personifiziert im Kind, nicht mehr zu Hause ist. Spätestens nach den ersten positiv verlaufenden Heimfahrten entwickelt sich eine andere Kommunikation zwischen dem Kind und seiner Familie, so daß diese in der Regel keinen Bedarf nach Beratung oder Therapie mehr hat, außer es handelt sich um eine Familie, die selbst die „Ursachen“ der

Problementstehung woanders sieht (z.B. in der Paarbeziehung) und für die Lösung dieser Probleme therapeutische Unterstützung sucht (vor allem diese Familien sind dann Zielgruppe unseres familientherapeutischen Fachdienstes). Doch mit der Heimunterbringung des Kindes entsteht oft aber eine neue Problemkommunikation, die zwischen Eltern, Kind und Heim: so tun sich z.B. Eltern schwer mit der räumlichen Trennung von ihrem Kind, haben Sehnsucht nach ihrem Kind, sehen es aber nicht mehr so häufig. Oder sie haben Schuldgefühle und ein schlechtes Gewissen ihrem Kind gegenüber aufgrund der Heimunterbringung. Oder sie hatten andere Erwartungen an die Heimunterbringung, ihnen missfällt beispielsweise, wie die Mitarbeiter mit ihrem Kind umgehen. Oder sie fühlen sich von Heimmitarbeitern ausgegrenzt. Ihre Kinder wissen darum oder spüren es zumindest, mit den o.g. Auswirkungen. D.h. vorrangige Aufgabe der Familienarbeit in der Heimerziehung ist die „Auflösung der Problemkommunikation“ zwischen den System Eltern – Kind – Heim.

1.d. Entlastung der Gruppendienstmitarbeiter

Eine oftmals vorhandene Überlastung der GruppendienstmitarbeiterInnen entsteht vielleicht erst durch die Abschottung der Eltern. Die Kinder sind so anstrengend, weil sie so uferlos bedürftig sind nach Liebe und Bestätigung. Dass ihre Eltern sie ausgestoßen haben, hinterlässt bei ihnen die Angst, selbst die Ursache des Scheiterns ihrer Familien gewesen zu sein. Die ErzieherInnen können die Unsicherheit der Kinder aber nicht zerstreuen. Nur die Familie kann die Ursachen der Krise aufheben (Börsch 1987, S. 15). Dazu aber braucht sie Anleitung und Unterstützung.

Elternarbeit trägt somit letztendlich zur Entlastung der Heimmitarbeiter bei, nicht nur, indem Zusammenhänge zwischen aufgetretenen Problemen und der Familiendynamik hergestellt und Hilfestellungen bei ihrer Bewältigung gegeben werden können. Auch bringt eine systemisch orientierte Heimerziehung gerade im erzieherischen Alltag viel Gewinn mit sich, nämlich mehr Gelassenheit und größere Freiheit von Ohnmachtsgefühlen, geht doch damit die Phantasie verloren, dass man für den Werdegang des Kindes von zentralerer Bedeutung sei als die Familienmitglieder (Schweitzer/Reuter 1991, S. 176).

2. Verbreitung von Elternarbeit

Aktuelle Zahlen zur Verbreitung von Elternarbeit in der stationären Erziehungshilfe liegen nicht vor bzw. sind uns nicht bekannt.

Die jüngsten Aussagen dazu sind in der sog. JULE-Studie (1998) zu finden. Dort heißt es, die Zahl der Einrichtungen mit gezielter Elternarbeit ist „sehr gering. In den wenigsten Fällen, in denen überhaupt Elternarbeit stattfand, kann zudem von einer intensiveren Elternarbeit die Rede sein. So sind nur in 18,1% regelmäßige gezielte Elterngespräche benannt, worunter Gespräche zur Hilfeplanung und Hilfestellung gefasst sind, an denen die Eltern beteiligt waren. Nur in einem Fall (0,8%) wird eine Familientherapie erwähnt (es handelt sich hier um eine therapeutische Einrichtung). Ansonsten verlaufen Elternkontakte wenig institutionalisiert in Form informeller Gespräche in 20,5% der Hilfeverläufe. Besuche der Eltern in der Einrichtung sind in 12,6% der untersuchten Fälle benannt... (S. 219f.).

Zusammenfassend äußert die JULE-Studie: „Lediglich in 37% aller stationären Erziehungshilfen sind verschiedene Formen der Elternarbeit genannt, die sich bei einer näheren Betrachtung allerdings oft als punktuell, wenig intensiv und verbindlich darstellen“ (S. 256).

Diese Ergebnisse zeigen verstärkten Handlungsbedarf und spiegeln eine große Unsicherheit wieder, in welcher Form im Heim Elternarbeit durchgeführt werden kann und muss. Die JULE-Studie sieht so Elternarbeit nach wie vor als ein „Stiefkind“ der stationären Erziehungshilfe (JULE-Studie, S. 221).

3. Erwartungen an Elternarbeit

Die Begründung, warum wir mit Eltern zusammenarbeiten, ist uns allen irgendwie nachvollziehbar. Doch warum nach wie vor eher wenig verbreitet? Vergegenwärtigen wir uns dazu einmal die Situation der Eltern unserer Heimkinder:

Zum ersten: Viele Eltern, deren Kinder in einem Heim untergebracht sind, leben in einer Umwelt, die geprägt ist z.B. von Arbeitslosigkeit und geringen materiellen Ressourcen, einer langen Geschichte von Ausgrenzungs-, Stigmatisierungs- und Deklassierungsprozessen, von Sucht, psychischer Erkrankung und eigenen Gewalterfahrungen, von Scheidung und innerfamiliären Belastungen. Vielleicht spielt hier auf Seiten der Heimmitarbeiter das Denken eine Rolle, Elternarbeit könne an diesen Gegebenheiten sowieso nichts verändern.

Zum Zweiten: Heimerziehung gilt heute als Ultima ratio der Jugendhilfe, nicht nur aus fiskalischen Gründen. Die Heimeinweisung erfolgt im Regelfall erst, wenn intensive Maßnahmen im Vorfeld (z.B. Erziehungsberatung, Erziehungsbeistandschaft, Sozialpädagogische Familienhilfe, Heilpädagogische Tagesstätte) keinen Erfolg versprochen. Oftmals haben Eltern somit schon Erfahrungen mit Familienberatung gemacht, die zudem auf unbefriedigende Weise endeten, hatten sie doch keinen bzw. nicht den erwarteten Erfolg gebracht. Oder wir haben mit Eltern zu tun, die keinen Beratungsauftrag formulieren und/oder aufgrund spezifischer Problemlagen (z.B. Gewalt, sexueller Missbrauch) zum eigenen Schutz oder aus einer Mischung aus Scham, Versagensgefühl und Schuld mit Schweigen und Distanz zu Helfern reagieren.

Hier kann eine erste Antwort gegeben werden: wer diese Tatsachen nicht mitreflektiert bzw. ausblendet, wird keinen Zugang zu den Eltern finden, dessen Elternarbeit wird nicht zu Erfolgen führen. Hier stellt sich vielmehr die Frage nach den Erwartungen an Elternarbeit in der stationären Erziehungshilfe.

Dazu muss zunächst einmal deutlich gemacht werden, dass es einen wesentlichen Unterschied gibt zwischen Familienarbeit in der Heimerziehung und Familientherapie in anderen psychosozialen Bereichen. Das Heim ist kein familientherapeutisches Setting. Familientherapie hat sich entwickelt überwiegend im ambulanten und im klinischen Bereich. Dort zielt sie u. a. darauf ab, die Aussonderung des „Identifizierten Patienten“ (IP) aus dem Familiensystem möglichst zu verhindern bzw. nur vorübergehend zu praktizieren. Diesem Vorgehen liegt die Überzeugung zugrunde, dass eine Veränderung des IPs nur durch eine Veränderung der familiären Interaktionen und Strukturen in der Familie erreicht werden kann und nicht dadurch, dass man den „Symptomträger“, das „schwierige“ Kind aus der Familie entfernt (vgl. z. B. *Haley* 1988, v. a. S. 48).

Aufgrund dieses Unterschieds besteht in der Heimerziehung angesichts der meist langen Problem(lösungs)geschichte in vielen Fällen eine zu hohe Erwartung an Familienarbeit von Seiten der Helfer und damit die Gefahr, im „Mehr-Desselben“ (*Watzlawick* 1992) Zuflucht zu suchen, noch mehr Arbeit mit den Eltern, noch mehr („bessere“?) Therapie einzufordern.

Stattdessen sollte Familienarbeit (besser: systemisches Denken) im Heim im Angesicht der Ultima ratio des Verändern-Wollens den Mythos der Veränderbarkeit hinterfragen und statt des „Mehr-Desselben“ ein „Weniger ist mehr“ praktizieren. Die Verlangsamung der (oft sowohl von den Eltern als auch von den Heimmitarbeitern) ungeduldig erwünschten Veränderungen des Kindes, eine Anpassung der Erwartungen an die Möglichkeiten der Familie (und des Kindes) und die Würdigung selbst kleinster Schritte korrespondiert am ehesten mit dem Respekt vor den bisherigen Lösungsversuchen und den Entscheidungen der Familie.

Zu hohe Erwartungen von und an Eltern und von und an Familienarbeit können recht schnell in ihr Gegenteil umschlagen, in Enttäuschung, Frustration, Resignation, und so Entwicklungsschritte eher behindern als fördern.

So kann beispielsweise allein schon die Entscheidung der Eltern für die Heimunterbringung, und im weiteren Verlauf das Kommen der Eltern in die Einrichtung als Interesse an einem neuen Lösungsversuch positiv konnotiert werden. Und nach einer Phase der „Familienbeziehungsarbeit“ (Linke 1983), nach dem Versuch, die Eltern an das Heim „anzukoppeln“, kann das Ergebnis eine neue Kooperation mit ihnen sein, statt ihrer erklärten Voraussetzung. Doch das braucht Zeit.

1. Formen der Elternarbeit

Wie aber kann man im Heim mit der Familie des Kindes arbeiten? Ein schlüssiges Konzept zur familientherapeutischen Arbeit im Heim oder zu einer systemisch orientierten Heimerziehung (wie es Rotthaus 1990 für den Bereich der Kinder- und Jugendpsychiatrie formuliert hat) liegt noch nicht vor. Zwar gibt es inzwischen einige Veröffentlichungen zur Familienarbeit im Heim, doch zeichnet sich hierin bis dato kein generalisierbares Vorgehen ab. Es gibt nicht „die“ Familienarbeit als generelles Konzept, sowenig wie es „die“ Pädagogik gibt.

Zum Beispiel gibt es Heime, die Elternbildung im Rahmen von themenzentrierten Seminaren oder ein Elterntraining mit Einsatz von Video anbieten. Es gibt Elterngruppen, die sich im Heim oder im Jugendamt treffen, es gibt Spiel- und Bastelabende, Feste, Tage der offenen Tür - alles Maßnahmen, die wegen ihres positiven Erlebnisgehalts vorteilhaft auf die Familien wirken und sie einbinden. Auch Hausbesuche, das heißt das Kennen lernen des kindlichen Herkunftsmilieus, können ein wichtiges Mittel der Elternarbeit.

Auch wenn die Erzieherin in der Wohngruppe mit dem Kind über seine Familie redet, wenn sie mit dem Kind zusammen Photos der Familie betrachtet und darüber ins Gespräch kommt, ist das Familienarbeit. Wenn das Kind regelmäßig nach Hause „beurlaubt“ wird, ist das Familienarbeit. Auch wenn HeimmitarbeiterInnen „Ratschläge“ („Sie müssen sich mehr durchsetzen“) geben, Belehrungen erteilen („Das viele Fernsehen schadet dem Kind“), Vorwürfe machen („Absprachen müssen eingehalten werden“), ist das Familienarbeit, selbst wenn sie das aus einer anklagenden und schuldzuweisenden Haltung heraus tun. Bereits selbst die Heimunterbringung an sich ist Familienarbeit, ist eine Intervention, die sowohl Auswirkungen auf das Kind als auch auf die Familie hat. Jede Kommunikation mit dem Kind über seine Familie, jeder Kontakt von HeimmitarbeiterInnen zur Familie, gleich welcher Art, ist eine Intervention, ist Familienarbeit und hat Auswirkungen.

Der entscheidende Unterschied ist die Frage nach dem Konzept und die nach der Haltung der Familie gegenüber, ob man also diese Art der Intervention, die Familienarbeit, gezielt einsetzt und wenn ja, wie.

Man kann Familienarbeit im Heim nicht reduzieren auf die Tätigkeit eines gruppenübergreifenden Fachdienstes, der z.B. alle vier bis sechs Wochen die Durchführung von Elterngesprächen oder einer Familientherapie anbietet, oder auf bestimmte Methoden (z.B. Elterstraining). Familienarbeit im Heim ist eine Frage der Haltung aller MitarbeiterInnen, der Kultur, des Konzepts und des Leitbildes der gesamten Einrichtung. Familienarbeit ist etwas, das sich in einem langen Prozess der Versprachlichung und Sozialisation von MitarbeiterInnen in der Einrichtung (z.B. in den verschiedenen Besprechungssystemen, in der Unterstützung des Besuchs von systemischen Fortbildungen von MitarbeiterInnen) als Realität in der Kommunikation untereinander wie auch in der Kommunikation mit der Zielgruppe etabliert.

2. Von der Elternarbeit zur systemischen Familienarbeit in der Heimerziehung

Unsere Einrichtung hat sich vor vielen Jahren für die systemische Perspektive entschieden. Was verstehen wir darunter, was heißt das für uns?

Was ist gemeint, wenn von „systemisch“ im Bereich psychosozialer Praxis die Rede ist? Etwa dass nun nicht mehr ein Individuum, sondern ein gesamtes System, dessen Teil das Individuum ist, behandelt wird, also mehrere Menschen in eine Therapie einbezogen werden? Oder dass sich bei Problemen die Ursachensuche nicht mehr nur auf die innere Dynamik einer Person, sondern auf die eines sozialen Systems erstreckt?

Das Adjektiv „systemisch“ kennzeichnet im Bereich psychosozialer Praxis keine in sich abgeschlossene Theorie, sondern eher eine „Supratheorie“ (Luhmann 1984) oder einen allgemeinen Denk- und Handlungsansatz (Ludewig 1995). Unter „systemisch“ verstehen wir ganz allgemein eine Sicht- und Handlungsweise, die Konflikte und Probleme nicht individualisiert, sondern in ihrem jeweiligen familiären Kontext betrachtet und zu lösen versucht.

Einige systemische Leitgedanken seien im Folgenden vorgestellt:

5.a. Radikaler Konstruktivismus

Die Theorie des Radikalen Konstruktivismus (z.B. v. Foerster 1985, v. Glasersfeld 1985) geht der Frage nach, wie in sozialen Systemen Menschen gemeinsam ihre „Wirklichkeit“ erzeugen, welche Prämissen und inneren Bilder ihrem Denken, Erleben und Handeln zugrunde liegen, und welches Verhalten aus ihren Wirklichkeitskonstruktionen resultiert (vgl. Schumacher 1997, S. 255ff.).

Bezogen auf unsere Praxis bedeutet dies v.a. eine bestimmte Art der Reflexion:

Worauf richten wir als HeimmitarbeiterInnen unseren Blick, was nehmen wir wahr, was beobachten wir und wie interpretieren wir unsere Beobachtungen? Wie erklären wir uns überhaupt Verhaltensweisen des „schwierigen“ Kindes? Betrachten wir nur sein individuelles Verhalten oder ziehen wir den weiteren Kontext, insbesondere den familiären, mit ein. Und was für Konsequenzen ziehen wir daraus? Es geht darum, sich die Zirkularität und Rekursivität der Prozesse zwischen Kind, Familie und EinrichtungsmitarbeiterInnen zu vergegenwärtigen und zu reflektieren im Blick auf die unterschiedlichen beteiligten Systeme: z.B.: „Was, glauben wir als HeimmitarbeiterInnen, denken und fühlen die Eltern, wenn sie die Interaktion zwischen uns und ihrem Kind beobachten (z.B. das Kind wird in Anwesenheit der Mutter von einer Erzieherin herzlich umarmt)? Wie, glauben wir als HeimmitarbeiterInnen, geht es dem Kind, wenn es die Interaktion zwischen uns MitarbeiterInnen und seinen Eltern beobachtet (z.B. der Vater wird

kritisiert, weil er sein Kind von einer Heimfahrt später als abgesprochen wieder in die Wohngruppe zurückbringt)? Was nehmen wir als HeimmitarbeiterInnen wahr, wenn wir die Interaktion zwischen Eltern und Kind beobachten, wie bewerten und interpretieren wir unsere Beobachtung, und was für Folgerungen ziehen wir daraus (z.B. ein pubertierendes Mädchen sitzt während eines Elterngesprächs auf dem Schoß ihres Stiefvaters. Ist das ein Indiz für sexuelle Übergriffe? Sprechen wir dies an?)“

Wie werden – möglicherweise unterschiedliche – Beschreibungen von Eltern, dem ASD-Mitarbeiter, dem Kind, von der Heimeinrichtung und ihren verschiedenen MitarbeiterInnen wie wahrgenommen, bewertet und welche Entscheidung werden dann wie, von wem, auf welchem Hintergrund getroffen und geäußert, und welche Auswirkungen hat dies dann auf die Beziehung zwischen Eltern und Kind. In all diesen Kommunikationsprozessen werden für das Kind und seine Familie Wirklichkeiten geschaffen.

Wir haben uns dabei entschieden für eine bestimmte Sicht von Verhaltensauffälligkeiten:

Schwierigkeiten des Kindes werden verstanden als Symptom eines komplexen zirkulären Systems familiärer Beziehungen und Resultat einer langen familiären Problemgeschichte. D.h., das Kind artikuliert mit seinem auffälligen Verhalten Probleme der Familie, antwortet sinnvoll und funktional auf Situationen und Entwicklungen in seiner Familie. Eine Veränderung des Kindes setzt somit eine Veränderung dieser Situationen und Entwicklungen voraus.

5.b. Die Theorie autopoietischer Systeme

Aus der Theorie autopoietischer Systeme (*Maturana und Varela 1987*) ergibt sich ein bestimmtes Menschenbild und eine bestimmte Sicht der Rolle des Familienberaters und dessen Interventionen:

Lebende Systeme (und damit Menschen) sind autonome Systeme und tun nur das, was ihrer Selbstorganisation entspricht (als biologische Systeme sind Lebewesen strukturdeterminiert, autonom und operational geschlossen). Damit ist instruktive Interaktion unmöglich, d.h. A kann nicht einseitig bestimmen, was B tun, erleben oder denken möge. Doch sind sie durchaus beeinflussbar, wenn der „Einfluss“ ihrer aktuellen Struktur entspricht, „passt“. Wer die Eigenart eines Lebewesens und seiner Umwelt kennt, kann somit durch „Anregungen“ oder „Verstörungen“ Verhalten durchaus „auslösen“.

Daraus folgt auch ein anderes Verständnis der Rolle des Familienberaters: Er ist nun weniger der Experte, der weiß, was für den/die Klienten richtig und gut ist, er ist „weniger Experte für ‚die Sache‘ – niemand kennt die Situation besser als die Klienten selbst –, sondern eher Experte für die Ingangsetzung hilfreicher Prozesse, eher derjenige, die Dialoge ermöglichen ...“ (v. *Schlippe/Schweitzer 1996*, S. 52). Das Expertentum liegt demnach im Umgang mit der Eigengesetzlichkeit und Eigenwilligkeit von Menschen und sozialen Systemen. In der Praxis bedeutet dies, besonderen Wert auf Prozesse der Beziehungsaufnahme und des Beziehungsaufbaus zu legen, sich möglichst strikt am Anliegen des/der Klienten zu orientieren, deren jeweilige Motivationslage zu berücksichtigen, die Sprache, Metaphern und Bilder des/der Klienten aufzugreifen, und auf Zustimmung und Akzeptanz zu achten, die eine Intervention beim Klienten findet (*Schiepek 1999*, S. 37).

5.c. Annahmen und Haltungen

Wir gehen erstens davon aus, daß in aller Regel alle Eltern versuchen, für ihr Kind das ihnen Bestmögliche zu tun (was allerdings nicht heißt, daß dies immer auch das Beste für das Kind ist). Daraus folgt für unsere Arbeit u.a., daß wir den elterlichen Antrag auf Hilfe zur Erziehung nicht als Eingeständnis von Schuld und Versagen interpretieren, sondern als Ausdruck elterlicher Verantwortung. Unsere Haltung den Eltern gegenüber ist dementsprechend geprägt von Respekt und Akzeptanz, statt von Verurteilung und Abwertung. Wir orientieren uns deshalb an den Ressourcen und den gelungenen Interaktionen der Familie statt an ihren Defiziten. Diese Annahme definiert eine ganz andere Form der Beziehung zwischen uns und den Eltern: es geht nicht um eine Behandlung von Eltern als Objekt, sondern es geht um eine partnerschaftliche Zusammenarbeit mit den Eltern als Subjekten.

Zum zweiten gehen wir davon aus, daß die Loyalitätsbindung der Kinder an ihre Herkunftsfamilie (meist auch in Fällen von Gewalt und Missbrauch) immer stärker ist als jede fremde Bindung. Wir können und wollen für die uns anvertrauten Kinder und Jugendlichen die Familie nicht ersetzen. Vielmehr können wir nur dann erfolgreich sein, wenn wir zusammen mit den Eltern und nicht gegen sie arbeiten. Dementsprechend suchen wir in der Arbeit mit dem Kind gezielt das Bündnis mit den Eltern. Die Definition des Heims gegenüber den Eltern könnte in etwa lauten: „Sie müssen uns helfen! Ohne Ihre Mitarbeit können wir Ihrem Kind nicht helfen!“. Darüber wollen wir auch mögliche Konkurrenz- und Machtkämpfe („Wer sind die besseren Eltern“) zwischen Eltern und MitarbeiterInnen sowie daraus resultierende Loyalitätskonflikte des Kindes bzw. des Jugendlichen vermeiden.

Und schließlich gehen wir zum dritten davon aus, daß sich die meisten der uns anvertrauten Kinder und Jugendlichen nur vorübergehend in unserer Einrichtung aufhalten. Diese „Übergangszeit“ kann von der jeweiligen Familie genutzt werden als Möglichkeit des Erlernens und Experimentierens mit neuen Verhaltensweisen und als Chance der Verhaltensänderung. Durch die Heimunterbringung kommt die Familie zur Ruhe, der Druck, der zur Eskalation führte, lässt nach. Unter dem Ziel der Rückführung des Kindes belassen wir jedoch den Eltern weiterhin die „Gesamtverantwortung“ für die Erziehung ihres Kindes, indem wir sie bei möglichst vielen Entscheidungen mit einbeziehen.

5.c. Praktische Methoden

Aus der Praxis der systemischen Familientherapie greifen wir u.a. folgende Methoden auf: Zirkuläres Fragen, Genogrammarbeit, Skulpturen, Reframing.

6. Arbeiten im Zwangskontext

Doch ist die Arbeit in der Erziehungshilfe gelegentlich auch eine Arbeit im „Zwangskontext“. So werden an uns auch Kontrollaufträge herangetragen, z.B. bezüglich des Schulbesuchs, möglicher Delinquenz, Gewalt. Des Weiteren wird manche Hilfe von unseren Klienten nicht immer ganz freiwillig und von sich aus in Anspruch genommen, bzw. die Klienten sind nicht über die gesamte Dauer der Hilfe bereit und motiviert, die ihnen angebotenen Möglichkeiten auch zu nutzen. Schließlich zwingen nicht nur unsere betreuten Kinder und Jugendliche, sondern auch manchmal deren Eltern mit ihrem Verhalten, indem sie z.B. sich oder anderen Schaden und Gefährdungen zuführen, dazu, daß für sie andere Personen zumindest zeitweise Verantwortung übernehmen.

In diesem Kontext sehen wir es als unsere Aufgabe, die Klienten zu gewinnen und zu motivieren. Eine angeordnete Familienberatung, ob ausgesprochen oder nicht, erscheint uns dabei fragwürdig. Denn hierbei kann es leicht zu einer Verwischung von Therapie („Ich biete Dir meine Hilfe an“) und Kontrolle („Hier wird gemacht, was ich sage“) kommen und double-bind-ähnliche Botschaften vom Typ „Dir werde ich helfen“ oder „Du sollst wollen“ erzeugen (Schweitzer 1995, S. 300; vgl. auch *Schweitzer/Reuter* 1991, S. 175).

Um das allerdings manchmal sehr mühsame „Der-Familie-Hinterherlaufen“ und „Um-sie-Werben“ zu reduzieren, kommt der Klarheit und Auftragsklärung im Vorstellungsgespräch eine entscheidende Bedeutung zu, ebenso wie dem permanenten Zurückverweisen der Probleme an die Eltern und damit der weitestmöglichen Aufhebung der Trennung zwischen den beiden Systemen (z.B. durch möglichst häufige Heimfahrten; durch die ständig präsente Frage der Rückkehr des Kindes in die Familie).

Falls die Eltern Familienarbeit jedoch direkt oder indirekt verweigern und die Distanzierung durch die Heimunterbringung tatsächlich in eine familiäre Ausgrenzung des Kindes umschlägt, muss dafür gesorgt werden, in Kooperation mit dem zuständigen Jugendamt Problemdruck auf die Eltern auszuüben.

Doch kann es auch zu Situationen kommen, in denen nicht mehr prozessorientiert ausbalanciert wird, sondern in denen wir Verantwortung übernehmen, entscheiden und handeln, in denen auch bewusst Konflikte mit dem Kind bzw. mit den Eltern gesucht und eingegangen werden.

Selbst eine vorzeitige Entlassung des Kindes aus dem Heim kann hierbei – allerdings in enger Absprache mit dem zuständigen Jugendamt – in Erwägung gezogen werden.

7. Elternarbeit im Jugendhilfezentrum Schnaittach

7.a. Strukturqualität

- Alle Leitungskräfte (Einrichtungsleitung, zwei Erziehungsleiter im Heimbereich, eine Bereichsleiterin in der HPT) haben eine Ausbildung in systemischer Familientherapie. Die Bereichsleiter haben neben ihrer Leitungsfunktion auch eine Fachdienstfunktion. Konsequenz: In Teamgesprächen, Erzieherkonferenzen, Hilfeplangesprächen und natürlich auch in den Elterngesprächen ist die systemische Perspektive immer präsent, so dass darüber sukzessive alle Gruppendienstmitarbeiterinnen qualifiziert werden.
- Die Gruppendienstmitarbeiterin (Bezugserzieherin) nimmt in aller Regel an den Elterngesprächen teil.
- Eigener Fachdienst für Familientherapie
- Großzügige Regelungen für MitarbeiterInnen für den Besuch von Fort- und Weiterbildungen im systemischen Bereich (derzeit – Stand Mai 2008 – haben 21 MitarbeiterInnen eine Ausbildung in systemischer Familientherapie bzw. befinden sich in Ausbildung, ca. jede 4 Mitarbeiterin vom pädagogischen Personal, davon 7 Mitarbeiterinnen im Gruppendienst im Heimbereich)
- Regelmäßig einrichtungsinterne Fortbildungen zu systemischen Themen.
- Elternarbeit ist wesentlicher Bestandteil des Konzepts. Elternarbeit wird als Regelleistung betrachtet, nicht als Zusatzleistung separat in Rechnung gestellt.
- Appartements für den Besuch von weiter entfernt wohnenden Eltern in der Einrichtung stehen zur Verfügung
- Bei der Berichterstattung an das Jugendamt werden die Eltern mit eingebunden

7.b. Prozessqualität

Wir sind ständig bemüht, die Familie des jeweiligen Kindes/Jugendlichen soweit wie möglich in unsere Arbeit mit einzubeziehen. Art und Umfang der Mitarbeit hängt dabei maßgeblich von der Bereitschaft der Eltern ab, wobei wir diese freilich gezielt zu wecken und zu fördern versuchen.

Die Leistungen unserer MitarbeiterInnen umfassen insbesondere:

- Enge Kooperation mit den Eltern und Familienangehörigen
- Beratung zu Erziehungsfragen und familiären Problemen durch familientherapeutisch ausgebildete Fachkräfte

Wir unterscheiden dabei zwischen:

- **„Kooperative“ Elternarbeit:**
 - Informelle Kontakte zwischen den Gruppendienstmitarbeiterinnen und den Eltern (z.B. bei Telefonaten, Tür- und Angelgesprächen, Besuchen der Eltern in der Einrichtung)
 - Regelmäßige Elterngespräche mit dem Erziehungsleiter (mit familientherapeutischer Ausbildung) und einer Gruppendienstmitarbeiterin
- **„Therapeutische“ Elternarbeit :**
 - Im Rahmen der Elterngespräche mit dem Erziehungsleiter
 - Bei unserem familientherapeutischen Fachdienst

Die Übergänge zwischen „kooperativer“ und „therapeutischer“ Familienarbeit sind dabei fließend, je nach den Bedürfnissen des einzelnen Falls und je nach Bereitschaft der Eltern, sich auf die Familienarbeit einzulassen. Für Familien, die Einsicht in ihre Problemlagen zeigen und Bereitschaft, an diesen zu arbeiten, losgelöst von der Heimunterbringung ihres Kindes, steht ein eigener familientherapeutischer Fachdienst zur Verfügung. Der Fachdienst erklärt sich in diesem Arbeitssetting als schweigepflichtig.

„Kooperative“ Familienarbeit

Handlungsleitend ist für uns die Erfahrung, dass sich ein partnerschaftliches Verhältnis zwischen Eltern und pädagogischen MitarbeiterInnen förderlich auf den pädagogischen Umgang mit dem Kind bzw. dem/r Jugendlichen auswirkt. Auf dieser partnerschaftlichen Basis ist es leichter, gemeinsam Probleme zu lösen, sich abzustimmen und Vereinbarungen zu treffen.

Die „kooperative“ Familienarbeit manifestiert sich in vielen verschiedenen Formen: vom regelmäßigen Telefon- und Briefkontakt, Tür- und Angelgespräch beim Besuch der Eltern in der Einrichtung bis zu dem Angebot regelmäßig stattfindender Elterngespräche, die vom Erziehungsleiter mit familientherapeutischer Zusatzqualifikation und der jeweiligen Gruppendienstmitarbeiterin in der Einrichtung durchgeführt werden.

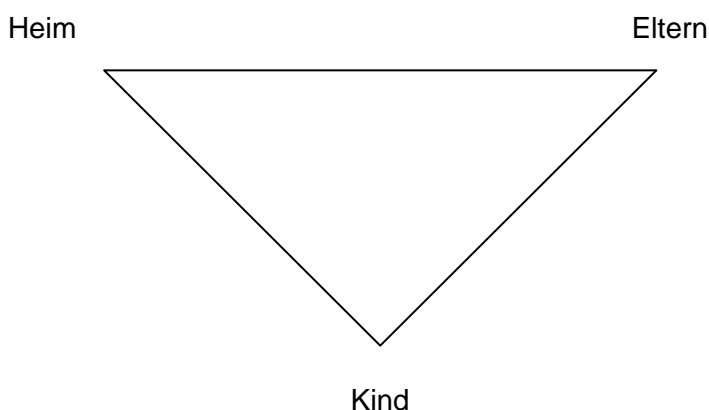
Die Themen der „kooperativen“ Familienarbeit sind in der Regel an die Realität der Heimunterbringung des Kindes gebunden: z.B. gegenseitige Information über die aktuelle Entwicklung des Kindes; Probleme aus dem Erziehungsalltag werden angesprochen und nach der Erfahrung bzw. dem Umgang der Eltern damit gefragt bzw. die Eltern um Rat gefragt („Wie würden Sie das machen?“ oder: „Wir glauben, dass ihr Kind in dieser Frage nur auf Sie hört.“

Können Sie das mit ihm klären.“); für Heimfahrten des Kindes werden Regeln und Ziele vereinbart, ihre Umsetzung geplant und ausgewertet; Fragen des Heimlebens (z.B. Fortgehzeiten) und der Koordination zwischen Familie und Heim werden thematisiert, die durch die Heimunterbringung bedingten Entwicklungen in der Familie werden angesprochen usw. Darüber hinaus wird die Beteiligung der Eltern am Erziehungsalltag soweit wie möglich gefördert (z.B. Arztbesuche, Kleidereinkauf, Lehrergespräche, gemeinsame Unternehmungen).

Durch die Information über Stand und Entwicklung ihres Kindes in der Wohngruppe und über die weitestgehende Zusammenarbeit mit den Eltern werden diese in ihrer Verantwortung und Kompetenz gewürdigt und gestärkt, das Tun im System Heim mit dem des Systems Familie vernetzt.

Verständnis für die Situation und Bedürfnisse der Eltern, sich emphatisch Hineinversetzen in deren Gedanken- und Gefühlswelt und in deren Kontext, ermöglicht am ehesten, die Eltern zur Kooperation mit der Einrichtung zu gewinnen und zu motivieren, trägt dazu bei, daß sie sich mit ihren Anliegen und Problemen mitteilen, sich öffnen, sich an-vertrauen, daß gemeinsam mit den Mitarbeitern der Einrichtung nach Lösungen für Probleme gesucht wird. Der Fokus der Elternarbeit richtet sich dabei von einer Änderungsabsicht mehr auf das Verstehen und Verständnis von elterlichem Verhalten, geht es doch darum, deren Struktur kennen zu lernen und wertzuschätzen, um mögliche Änderungsabsichten auf diese hin abzustimmen. Dies ist ein länger andauernder Prozess, der gestaltet und beeinflusst wird von jeglicher Kommunikation zwischen Einrichtung und Eltern, v.a. von der im und über den Alltag. Alle Interventionen, die dies nicht tun, werden entweder nicht befolgt oder zerstören die Kooperationsbeziehung.

Diese Form der Familienarbeit dient somit dem Aus- und Aufbau eines partnerschaftlichen Verhältnisses zwischen den Eltern und den Heimmitarbeitern und dem Kennen- und Verstehenlernen der familiären Dynamik. Hierbei geht es primär darum, zusammen mit den Eltern sich mehr oder weniger „kurzzuschließen“ oder „rückzukoppeln“ über ein vereintes Vorgehen und gemeinsame Ziele bezüglich der Entwicklung des Kindes. Ziel dieser „pädagogischen“ Familienarbeit ist, gemeinsam mit den Eltern auf eine Veränderung des Kindes einzuwirken (vgl. Neumeyer 1996, S. 127f.).



In gewisser Hinsicht hat dabei schon die „kooperative“ Familienarbeit „therapeutischen“ Charakter, indem sie sukzessive das familiäre Struktur- und Interaktionsgefüge verändert (z.B. Entscheidungen treffen die Erwachsenen, das Kind darf Kind sein; Veränderungen von das Kind betreffenden Regeln im familiären Zusammenleben u. ä.). Jedoch bleibt der Fokus dieser Kontakte auf das Kind gerichtet. Problemerzeugende und möglicherweise –erhaltende Muster,

Tabus, Geschichten und innere Bilder (aus der Herkunftsfamilie der Eltern, aus der Paarbeziehung der Eltern, zur Familiendynamik und –kommunikation u. ä.) werden zwar möglicherweise en passant berührt, aber nicht gezielt angegangen.

Konkrete, exemplarische Vorgehensweisen:

- Die Fragen und das Interesse richten sich auf die im Raum vorhandenen Personen und deren Beziehung, z.B. wie die Heimunterbringung inzwischen gesehen wird; was sich verändert hat seit der Heimeinweisung bzw. dem letzten Gespräch, was sich noch verändern sollte.
- Den Eltern werden ihre Sichtweisen (z.B. dass das Kind „schwierig“ ist) und ihre Kindorientierung gelassen und dies als ihre Form der Fürsorge und Verantwortungsübernahme uminterpretiert.
- Eine erste Beziehungsorientierung wird eingeführt, indem man um ihre Sichtweisen herumfragt (z.B. welche anderen Umgangsformen sie für das „schwierige“ Kind finden könnten bzw. sich wünschen würden; was sie gerne machen würden, wenn das Kind nicht so „schwierig“ wäre). Es wird zu verstehen versucht, welchen Gewinn alle Beteiligten aus der Heimunterbringung des Kindes ziehen.
- Die Eltern werden gebeten, das „schwierige“ Verhalten ihres Kindes zu differenzieren und zu konkretisieren (z.B. „Was genau macht Ihr Kind, wenn Sie sagen, dass es frech ist? Wem gegenüber, in welchen Situationen zeigt es dann dieses Verhalten?“).
- Nach „positiven“ Verhaltensweisen des Kindes wird gefragt, was es gut kann und gerne macht, ebenso nach Ausnahmen in der Konfliktbeziehung zwischen Kind und Eltern, um zu verdeutlichen, dass es auch gelungene Situationen in familiären Zusammenleben gegeben hat. Den Aufmerksamkeitsfokus wird auf ihre „positiven“ Anteile gerichtet, auf das, was ihnen gelungen ist, was sie können, und sich an ihren Ressourcen und Kompetenzen orientiert.

Mit derartigen Fragen und Interventionen wird zugleich verdeutlicht, dass wir den Focus auf die ganze Familie richten. Dabei vermeiden wir jedoch eine Problem- und Defizit-Orientierung in dem Sinne, dass wir von unserer Seite aus keine weiteren „Problem-Systeme“ eröffnen (z.B. durch die Vertiefung der Frage nach dem leiblichen Vater, wenn er aus dem jetzigen Familiensystem ausgegrenzt ist, oder weiterer ausgegrenzter Personen), und/oder den Focus auf die problembeladene Vergangenheit und bestimmte Verhaltensweisen und Ereignisse richten (z.B. Gewalt, Vernachlässigung).

„Therapeutische“ Familienarbeit

Wir bieten familientherapeutisch ausgerichtete Gespräche und Vorgehensweisen an, wenn die Bereitschaft dazu besteht bzw. erreicht werden kann, auch an der Veränderung des familiären Interaktionssystems zu arbeiten.

Wir verstehen unter Familientherapie das Aufgreifen und Bearbeiten des familiären Interaktions- und Strukturgefüges mit dem Ziel, andere Handlungsweisen aus dem Repertoire der Familie zu aktivieren als die problemerzeugenden und -erhaltenden (*Ludewig* 1989, S. 95). Intendiert wird hierbei nicht die Veränderung einzelner Familienmitglieder, sondern die der familiären Auswahl der manifestierten Verhaltensweisen und Interaktionsmuster, die die Symptomatik des Kindes hervorgebracht haben (ebd.)

Ziel solcher familientherapeutisch orientierten Gespräche ist es, Klärungsprozesse in den Beziehungen der Familienmitglieder herbeizuführen, um darüber einen zwischenmenschlich

befriedigenderen Umgang zu ermöglichen. Eine Klärung kann zu einer Rückführung ins Elternhaus ebenso führen wie zu einer sinnvollen Ablösung von den Eltern.

Das Angebot einer familientherapeutisch orientierten Elternarbeit wird je nach Bedarf durchgeführt durch den Erziehungsleiter mit familientherapeutischer Zusatzqualifikation und der jeweiligen Gruppendienstmitarbeiterin oder durch unseren eigenen Fachdienst für Familientherapie.

Themen und Methoden der familientherapeutisch orientierten Elternarbeit sind z.B. familiäre Interaktionsmuster, die Familiengeschichte, die Paarbeziehung der Eltern, Umgang mit ausgegrenzten Familienmitgliedern, Genogramme, Familienaufstellungen, lösungsorientierte Vorgehensweisen.

Konkrete, exemplarische Vorgehensweisen:

- Fragen nach den „harten“ Daten der Familiengeschichte (z.B. bei der Erstellung eines Genogramms), nach der Beziehung der Eltern zu ihren Eltern (z.B. „Welches Verhältnis hatten Sie zu Ihren Eltern, als Sie im jetzigen Alter ihres Kindes waren?“), nach ausgegrenzten Personen, nach ihren Erfahrungen mit anderen Helfern/Beratern, nach ihrem Eindruck, Gefühl zu den Gesprächen mit uns (um darüber ihre Bereitschaft, ihre Regeln und Muster einer Beratung gegenüber abzufragen).
- Erarbeitung eines Auftrags für die therapeutische Familienarbeit mit bestimmten Fragen (z.B. „Ich denke, dass es für die weitere Entwicklung Ihres Kindes gut wäre, wenn wir bestimmte Themen, z.B. Ihr Verhältnis zum Vater Ihres Kindes, oder bestimmte Ereignisse ausführlicher besprechen würden. Wollen Sie das? Wären sie bereit, gegebenenfalls auch heikle Themen mit mir zu bearbeiten?“) und Hinweisen auf das dann veränderte Setting (z.B. Schweigepflicht; Notwendigkeit von z.B. fünf regelmäßigen Gesprächen)

7.c Auszug aus der Leistungsbeschreibung für die Heilpädagogischen Wohngruppen

| Form der Elternarbeit | Inhalt | Ziele | Beteiligte |
|---|---|---|--|
| Vorstellungsgespräch (Häufigkeit: 1x; Dauer: ca. 2 bis 3 Stunden) | <ul style="list-style-type: none"> ▪ Gegenseitige Vorstellung ▪ Problem- und Auftragsklärung ▪ Feststellung des Hilfebedarfs ▪ Zielformulierung | <ul style="list-style-type: none"> ▪ Kennen lernen des Systems ▪ Herstellung einer Kooperationsbeziehung ▪ Gewinnung der Familie für die Heimunterbringung | Mädchen, Eltern, MitarbeiterIn des Jugendamts, Erziehungsleiter, Gruppendienstmitarbeiterin, evtl. Schulleiterin |
| Wenn eine Teilnahme der Eltern am Vorstellungsgespräch nicht möglich ist (z.B. weil die Jugendliche den Kontakt zu den Eltern verweigert), erfolgt u.U. eine separate Einladung der Eltern zur Vorstellung. | | | |
| „Kooperative“ Elternarbeit: | | | |
| <ul style="list-style-type: none"> ▪ Regelmäßiger Telefon- und Briefkontakt ▪ Tür- und Angelgespräch beim Besuch der Eltern in der Einrichtung (Häufigkeit: ca. 1 x pro | <ul style="list-style-type: none"> ▪ Gegenseitige Information und Koordination ▪ Treffen von Absprachen und Entscheidungen ▪ Austausch über Probleme und deren | <ul style="list-style-type: none"> ▪ Auf- und Ausbau eines partnerschaftlichen Verhältnisses zu den Eltern ▪ Vernetzung des Hilfefprozesses ▪ Gemeinsames | Gruppendienstmitarbeiterin und/oder Erziehungsleiter |

Konzept: systemisch orientierte Elternarbeit im Jugendhilfezentrum Schnaittach
 (Stand: Mai 2008) – Seite 14 von 19

| | | | |
|---|---|--|---|
| Woche; Dauer: ca. 15 min.) | Lösung | Einwirken auf eine Veränderung des Kindes | |
| <ul style="list-style-type: none"> ▪ Elterngespräch (in der Regel in der Einrichtung, in Ausnahmefällen auch Hausbesuche) <p><i>(Häufigkeit: in der Regel im Abstand von 6 bis 8 Wochen; Dauer: ca. 1,5 Stunden)</i></p> | <ul style="list-style-type: none"> ▪ Gegenseitige Information und Koordination ▪ Treffen von und Absprachen und Entscheidungen ▪ Vorbereitung und Begleitung der Heimfahrten ▪ Austausch über Probleme und deren Lösung ▪ Unterstützung und Begleitung von Veränderungsprozessen ▪ Genogramm-Erstellung | <ul style="list-style-type: none"> ▪ Auf- und Ausbau eines partnerschaftlichen Verhältnisses zu den Eltern ▪ Kennen- und Verstehenlernen der familiären Dynamik ▪ Gemeinsames Einwirken auf eine Veränderung des Kindes, d.h. der Fokus ist vorwiegend auf die Änderung der Verhaltensweisen des Kindes gerichtet ▪ Klärung familiärer Beziehungen ▪ Sukzessive Veränderung familiärer Interaktionsmuster ▪ Vorbereitung der Rückführung | Erziehungsleiter und Gruppendienstmitarbeiterin |
| <ul style="list-style-type: none"> ▪ Praktischer Einbezug der Eltern <p><i>(Häufigkeit und Dauer je nach Einzelfall nach Absprache)</i></p> | <ul style="list-style-type: none"> ▪ z.B. Einkauf der Kleidung zusammen mit den Eltern ▪ Begleitung bei Arztbesuchen | <ul style="list-style-type: none"> ▪ Förderung der weiteren Verantwortungsübernahme der Eltern | Gruppendienstmitarbeiterin |
| „Therapeutische Elternarbeit“: | | | |
| <ul style="list-style-type: none"> ▪ Elterngespräch (in der Regel in der Einrichtung) <p><i>(Häufigkeit: in der Regel im Abstand von 6 bis 8 Wochen; Dauer: ca. 1,5 Stunden)</i></p> | <ul style="list-style-type: none"> ▪ Arbeit am familiären Interaktions- und Strukturgefüge, an inneren Bildern und Tabus ▪ Genogramm-Erstellung | <ul style="list-style-type: none"> ▪ Aktivierung alternativer familiärer Handlungsweisen ▪ Vorbereitung und Hinführung auf eine Familientherapie | Erziehungsleiter und Gruppendienstmitarbeiterin |
| <ul style="list-style-type: none"> ▪ Familientherapie (in der Einrichtung) <p><i>(Häufigkeit: in der Regel im Abstand von 4 bis 6 Wochen; Dauer: ca. 1,5 Stunden)</i></p> | <ul style="list-style-type: none"> ▪ Arbeit am familiären Interaktions- und Strukturgefüge, an inneren Bildern und Tabus ▪ Genogramm-Erstellung | <ul style="list-style-type: none"> ▪ Aktivierung alternativer familiärer Handlungs- und Interaktionsweisen | Fachdienst für Familientherapie |

8. Der Zusammenhang zwischen Elternarbeit und Hilfeverlauf: Ergebnisse unserer Untersuchung

Die Bedeutung von Elternarbeit für den Hilfeverlauf wird in wissenschaftlichen Evaluationsstudien unterschiedlich gesehen.

Die JULE-Studie ergab deutliche Hinweise darauf, dass in den Fällen, in denen Elternarbeit stattfindet, sich positive Veränderungen im Hilfeprozess für die jungen Menschen und die ganze Familie ergeben (S. 256).

Auch die sog. YES-Studie (SCHMIDT 2000) räumt der Kooperation mit den Eltern eine hohe Bedeutung ein, meint aber, daß dessen Gewicht deutlich hinter der Rolle der Kooperation mit dem Kind zurücktritt (S. 24).

KURZ-ADAM/FRICK/KÖHLER (2001) hingegen stellen in ihrer Evaluationsstudie u.a. fest: „Als familienorientierte Hilfe erweist sich Heimerziehung ... weniger erfolgreich als ein am Kind/Jugendlichen ausgerichteter dauerhafter Lebensort mit dem Ziel der Verselbständigung“ (S. 11).

In unserer Untersuchung in Zusammenarbeit mit der GSO-Fachhochschule Nürnberg und einem Mitarbeiter des DJI (SCHMIDT-NEUMEYER/VOSSLER/NEUMEYER 2002) unterschieden wir zwischen informeller („kooperativer“) und formeller („therapeutischer“) Elternarbeit. Dabei wurde eine hohe Korrelation zwischen informeller und formeller Elternarbeit festgestellt, was bedeutet, dass bei guter informeller Elternarbeit in den meisten Fällen auch eine gute formelle Elternarbeit stattfand, woraus sich schließen lässt: eine formelle Elternarbeit, die losgelöst und fern von den informellen Kontakten zwischen den Eltern und den Gruppendienstmitarbeiterinnen stattfindet, scheint weniger Erfolg versprechend zu sein als eine Elternarbeit, die auf der konstruktiven Nutzung der gesamten Kontaktqualität aufbaut. Betrachtet man den geprüften und gesicherten Zusammenhang zwischen der informellen Elternarbeit und dem Hilfeverlauf, wird deutlich, dass die informelle Elternarbeit der Gruppendienstmitarbeiterinnen mit dem Ausgang der Maßnahme assoziiert ist, was auf einen hohen Einfluss hindeutet. Verstärkt wird dies durch die Tatsache, dass zwischen der formellen Elternarbeit und dem Hilfeverlauf statistisch kein gesicherter Zusammenhang festgestellt wurde, und dass bei den formellen Elterngesprächen die Häufigkeit der Kontakte mit zunehmender Beratungsintensität deutlich abnahm. Insgesamt ergab die Untersuchung einen gesicherten und signifikanten Zusammenhang zwischen der gesamten Elternarbeit und dem Hilfeverlauf.

Literatur:

- ARENDE, G./BOSELNANN, R.: Familientherapie im Heim. Beispiele von therapeutischen Verläufen und von Therapie-Abbrüchen, die keinen Misserfolg darstellen. In: UNSERE Jugend 1981, S. 208-216
- BAYER, R./CADENBACH, H.E.: Eine Konzeption im Wandel. In: CONEN, M.-L. (Hrsg.): Familienorientierung als Grundhaltung in der stationären Erziehungshilfe. Dortmund 1992, S. 77-93
- BERG, I.K. (1996): Familien-Zusammenhalt(en). Ein kurz-therapeutisches und lösungsorientiertes Arbeitsbuch. 3. Aufl., Dortmund: Verlag Modernes Lernen
- BÖRSCH, B.: Einführung der Arbeit mit Familien – eine Erleichterung des Heimalltags? In: BÖRSCH, B./CONEN, M.-L.: Arbeit mit Familien von Heimkindern. Dortmund 1987, S. 9-23
- BÖSE, R./SCHIEPEK, G.(1989): Systemische Theorie und Therapie. Ein Handwörterbuch. Heidelberg: Asanger Verlag
- BRÖNNEKE, M./RISAU-PETERS, J./v. SCHLIPPE, A.: Wenn therapieunübliches Handeln therapeutisch sinnvoll wird. Die Self-Care des Therapeuten bei der Arbeit mit

- komplexen Systemen und in Kontexten, die nicht eindeutig therapeutische sind. In: SYSTEMA, 3/1992, S. 20-33
- CONEN, M.-L.: Heimmitarbeiter - Elternarbeit - Hindernisse. In: BÖRSCH, B./CONEN, M.-L.: Arbeit mit Familien von Heimkindern. Dortmund 1987, S. 9-23
- CONEN, M.-L.: Elternarbeit in der Heimerziehung. Ausgewählte Ergebnisse einer empirischen Untersuchung zu den Erfahrungen von Mitarbeitern in der Heimerziehung. In: CONEN, M.-L. (Hrsg.): Familienorientierung als Grundhaltung in der stationären Erziehungshilfe. Dortmund 1992, S. 9-22
- EISCHER, W./ERBE, M.: Erfahrungen mit systemorientierter Arbeit im Heimbereich. In: GERLICHER, K./JUNGSMANN, J./SCHWEITZER, J.: Dissozialität und Familie. Dortmund 1986, S. 93-108
- FLOßDORF, P.: Indikation Heimerziehung bei verwahrlosten Kindern und Jugendlichen. In: GERLICHER, K./JUNGSMANN, J./SCHWEITZER, J.(Hg.): Dissozialität und Familie. Zur Kooperation von Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie unter familientherapeutischer Sichtweise 1986, S. 62-75
- v. FOERSTER, H.: (1985): Das Konstruieren einer Wirklichkeit. In: WATZLAWICK, P. (Hrsg.): Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus. 3. Aufl., München: Piper, S. 39-60
- v. GLASERSFELD, E. (1985): Einführung in den radikalen Konstruktivismus. In: WATZLAWICK, P. (Hrsg.): Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus. 3. Aufl., München: Piper, S. 16-38
- GRÖßCHEN, J. (2000): Konstruktivismus (www document). URL <http://www.uni-koblenz.de/~ods/jgroe/konstruktivismus/index1.htm>, 25.09.00, 12 Seiten
- HALEY, J.: Ansätze zu einer Theorie pathologischer Systeme. In: WATZLAWIK, P./WEAKLAND, J.: Interaktion. München 1990, S. 61-84
- HALEY, J.: Ablösungsprobleme Jugendlicher: Familientherapie - Beispiele - Lösungen. München 1988
- HEUN, H.D.: Elternarbeit in Kinder- und Jugendheimen. In: UNSERE JUGEND 1981, S. 100-107
- HOMFELDT, H. G./SCHULZE-KRÜDENER, J.: Elternarbeit in der Heimerziehung. Reinhardt 2007
- KREBS, E.: Familienorientierung in der Heimerziehung. In: Praxis der Kinderpsychologie 1984, S. 28-34
- KURZ-ADAM, M./FRICK, U./KÖHLER, M., 2001: Der Hilfeerfolg in den stationären Hilfen – Ergebnisse der Studie „Umbau statt Ausbau“ zur Evaluation stationärer Erziehungshilfen in der Landeshauptstadt München. In: Pädagogischer Rundbrief (Hrsg. vom LV Kath. Einrichtungen der Heim- und Heilpädagogik in Bayern e.V.), 51. Jg., H. 1, S. 2-12
- INTERNATIONALE Gesellschaft für Heimerziehung: Zwischenbericht Kommission Heimerziehung der obersten Landesjugendbehörden und der BAG der Freien Wohlfahrtspflege. Frankfurt/M. 1977
- LINKE, J.: Familienbeziehungsarbeit in der Heimerziehung. In: SOZIALPÄDAGOGIK 1983, S. 173-181
- LINKE, J. (2001): Supervision und Beratung: systemische Grundlagen und Praxis. Aachen: Kersting Verlag
- LUDEWIG, K.: Therapie und Erziehung - Widerspruch oder Ergänzung? In: ROTTHAUS, W. (Hg.): Erziehung und Therapie in systemischer Sicht. Dortmund 21989, S. 90-100
- LUDEWIG, K. (1995): Systemische Therapie: Grundlagen klinischer Theorie und Praxis. 3. Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta

- LUHMANN, N. (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt: Suhrkamp-Verlag
- MATURANA, H.R./VARELA, F. (1987): Der Baum der Erkenntnis. München: Scherz-Verlag
- NEUMEYER, W., 1996: Heimerziehung und Familienarbeit: Konzepte, Probleme, Lösungen. In: UNSERE JUGEND, 48. Jg., H. 3, S. 120 – 130
- NEUMEYER, W.: "Therapie ohne Auftrag? Zur systemischen Familientherapie in der stationären Jugendhilfe." In: UNSERE JUGEND 4/1998, S. 167-177
- NEUMEYER, W.: Familienarbeit im Heim ist mehr als nur Familientherapie. In: SYSTEMA 2/2004, S. 189-194
- ROTTHAUS, W.: Der systemische Berater oder Therapeut im Spannungsfeld zwischen Familie und anderen beratenden Institutionen. In: GERLICHER, K./JUNGMANN, J./SCHWEITZER, J. (Hg.): Dissozialität und Familie. Zur Kooperation von Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie unter familientherapeutischer Sichtweise 1986, S. 11-21
- ROTTHAUS, W.: Stationäre systemische Kinder- und Jugendpsychiatrie. Dortmund 1990
- SCHIEPEK, G. (1999): Die Grundlagen der systemischen Therapie. Theorie – Praxis – Forschung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- SCHINDLER, H.: Ein Heim auf familientherapeutischen (Ab)Wegen. In: SYSTEMA 1994, S. 63-68
- SCHINDLER, H.: Un-heimliches Heim. Von der Familie ins Heim und zurück!?! Dortmund 1996
- v. SCHLIPPE, A.: Familientherapie im Überblick. Paderborn 1991
- v. SCHLIPPE, A./SCHWEITZER, J. (1996): Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung. Göttingen, Zürich: Vandenhoeck und Ruprecht
- SCHMIDT, M., 2000: Neues für die Jugendhilfe? Ergebnisse der Jugendhilfe-Effekte-Studie (die sog. JES-Studie). Hrsg. vom Dt. Caritasverband e.V. und vom Bundesverband Kath. Einrichtungen und Dienste der Erziehungshilfen e.V. (BVKE). Freiburg
- SCHMIDT-NEUMEYER, H./VOSSLER, A./NEUMEYER, W.: Der Zusammenhang von Elternarbeit und Hilfeverlauf. In: UNSERE JUGEND 8/2002, S. 291-300
- SCHUMACHER, B. (1997): Die Balance der Unterscheidung. Zur Form systemischer Beratung und Supervision. 2. Aufl., Heidelberg: Carl-Auer-Systeme
- SCHWEITZER, J.: Therapie dissozialer Jugendlicher. Weinheim 1987
- SCHWEITZER, J.: Kundenorientierung als systemische Dienstleistungsphilosophie. In: FAMILIENDYNAMIK 3/1995, S. 292-313
- SCHWEITZER, J./REUTER, D.: Systemisches Denken in der Heimerziehung: Anregungen für Pädagogik, Beratung und Organisation. In: Praxis für Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 1991, S. 171-176
- SHAZER, St. De (1989): Der Dreh. Überraschende Wendungen und Lösungen in der Kurzzeittherapie. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme
- SIMON, F.B. (1993): Meine Psychose, mein Fahrrad und ich: zur Selbstorganisation der Verrücktheit. 4. Aufl., Heidelberg: Carl-Auer-Systeme
- SIMON, F.B./RECH-SIMON, C. (1999): Zirkuläres Fragen: Systemische Therapie in Fallbeispielen: ein Lernbuch. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme
- THIERSCH, H. u.a., 1998: Leistungen und Grenzen von Heimerziehung. Ergebnisse einer Evaluationsstudie stationärer und teilstationärer Erziehungshilfe (die sog. JULE-Studie). Hrsg. vom BMFFSJ (Band 170 der Schriftenreihe des BMFFSJ). Stuttgart.

- TISCHNER, W.: Das Vorstellungsgespräch in der Heimerziehung. In: UNSERE JUGEND 1994, S. 352-368
- WATZLAWIK, P. (1991): Die Möglichkeit des Andersseins: zur Technik der therapeutischen Kommunikation. 4. Aufl., Stuttgart: Huber Verlag
- WEDEKIND, E.: Begleitende Familientherapie in der Heimerziehung dissozialer Jugendlicher. In: GERLICHER, K./JUNGMANN, J./SCHWEITZER, J. (Hg.): Dissozialität und Familie. Zur Kooperation von Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie unter familientherapeutischer Sichtweise. Dortmund 1986, S. 109-128

Jugendhilfezentrum Schnaittach
(Träger: Caritasverband Nürnberg e.V.)
Bayreuther Str. 15
91220 Schnaittach
Tel.: 09153/408-0
Fax: 09153/408-59
Mail: kontakt@jhz-schnaittach.de
Internet: www.jhz-schnaittach.de